

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 2

Artikel: Diamanten und Rubine am Ulmizberg

Autor: Beaujon, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hochwacht auf dem Gurten.*)

Der Gurten: die erste Stufe einer Molassetreppe, der Voralpen, die sich zwischen Sense und Aare langsam erheben bis zur Mauer des Oberlandes: wenn man sich von Bern nach Thun begibt, folgt man ihrem regelmässig ansteigenden Anruß. Der Gurten hat die Form einer Erdscholle: bewaldete Hänge, steil genug, um für ein Stündchen die Einbildung einer Bergbefestigung zu wecken; auf dem Gipfel Weideland. Wie viele dieser kleinen Berge scheint er von Ferne gesehen, weit höher, als er in Wirklichkeit ist; er wird kleiner, je näher man kommt.

Aber der Gurten ist nicht nur ein Aussichtspunkt; er ist eine Hochwacht; das war seine Aufgabe in der Geschichte. Der Gebrauch von Feuerzeichen ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern bekannt; bei den Pfahlbauern wie bei den Negern. Ein Feuerzeichen ist dargestellt auf dem Relief der Trajanssäule. Bern, das dem alten Rom gleicht, hatte einst planmäßig auf den bedeutenderen Hügeln und Vorbergen seines Gebietes solche Hochwachten eingerichtet, zuerst auf dem Gurten, dem Mittelpunkt des Neches. Ihr Unterhalt geschah zu Lasten der Gemeinden. Ein Holzstoß, ein oder zwei Bürden feuchtes Stroh, so gab in der Nacht eine Feuersäule, am Tage eine Rauchsäule das Zeichen des Alarms. Ständig glühte etwas Harz in einem Gefäß, das an einem Ständer aufgehängt war: ein vorgeschrriebenes Feuer, das zeigte, ob der Wächter auf seinem Posten stand. In drei oder vier Stunden war die Republik vor der kleinsten Gefahr gewarnt; in drei oder vier Stunden waren alle Wehrfähigen bereit, ins Feld zu rücken, denn man mobilierte damals schneller als jetzt, weil man weniger Geschütz, Gefährt, Kriegsgerät hatte. Im siebzehnten Jahrhundert gab es hundertsundsiezig „Chuzen“ vom Rhein bis zum Genfersee.

Und nun nehmen wir an, der Kleine Rat, die Regierung, die unter dem Vorsitz des Schultheissen im Rathaus Sitzung gehalten hat, erkläre den Krieg. Es ist Mitternacht, die Schicksalsstunde. Der Befehl ist an die Wächter zu St. Vinzenz, auf dem Münster, weitergegeben worden; die steigen bis zum obersten Absatz des Turmes, zünden die „Kriegsfadeln“ an und bewegen sie fünfmal hin und her. Die Wachen rufen zu den Waffen, die Standeswächter eilen zu den auf den Mauertürmen bereitstehenden Kanonen: Salve, Sturmläuten. Die Stadt erwacht; Läden schlagen gegen die Mauer; die Leute rufen einander an und gehen auf die Straße hinab; sofort loht das Feuer auf dem Gurten auf und fast gleichzeitig antworten die nächsten Berge: der Bantiger, der Belpberg. Nach einem Abkommen mit Unsern Gnädigen Herren von Freiburg geht die Botschaft über Balmberg, Guggishorn, die Höhen von Heitenried, Schloss Avenches, über die Hügel der Brone und des Jorat durch das Waadtland bis in die Juratäler, bis zu den Toren von Genf. Eine andere Meldefette erreichte über das Simmental, das Pays d'Enhaut, Bex, Saint-Triphon die Grenze von Savoien und des Wallis; wieder eine andere ging dem Jura entlang durch das Fürstentum Neuenburg; wieder eine endlich gelangte durch den Aargau bis hinab an den Rhein; und die Stände Luzern, Solothurn, Zürich und Basel, ebenso die Gemeinen Vogteien und der Fürstbischof erwachten und boten ihrerseits ihre Truppen auf. So ist in kürzester Zeit das ganze Land auf den Beinen. Aus jedem Flecken, fast aus jedem Dorf konnte man die Feuerzeichen nach zwei, drei verschiedenen Richtungen aufflammen sehen. Das erste, das angezündet wurde, gab die Richtung an, woher die Gefahr kam und wohin die Männer zum Sammelpunkt eilen sollten

*) Aus dem dreibändigen Werk des Freiburger Dichters Gonzague de Reynold in der Auswahlübersetzung von Dr. E. F. Krüsel „Schweizer Städte und Landschaften“, mit Erlaubnis des Verlages Rätscher & Co., Zürich, abgedruckt.

Es ist noch Dämmerung, kaum erhellt sich der Morgen; aber während in der Hauptstadt sich die öffentlichen Zeughäuser rasch leeren und die Fähnlein der Zünfte schon den Kriegsgeist schwören, ist auf dem Lande alles in Unruhe und Haß. Die Bauern rücken aus, die Hakenbüchse, die Flinten, die Hellebarde oder den langen Spieß geholt; einer büst sich, um den Schuhriemen zu binden, ein anderer bringt mit einem Hüftentrud den Harnisch in richtigen Sitz; wieder ein anderer leert mit zurückgebogenem Kopf seinen Steingutkrug; die Kinder schreien, die Hunde bellen, die Frauen weinen. Fluchtend spannt man ein; die Männer steigen auf, hocken zusammen und setzen sich fest; staubaufwirbelnd galoppieren die Pferde davon. Wenn die Sonne aufgeht, scheint sie auf entvölkerte und stille Dörfer, scheint sie auf die Vorhuten, die ersten Rotten, die ersten Fähnlein, die dem Feinde entgegenmarschieren.

Diamanten und Rubine am Ulmizberg.

Von Ch. Beaumon.

Es ist eigentlich schade, daß die Burgen, die vor viel hundert Jahren trutzig von den waldrichen Höhen in die stillen Fernen schauten, heute verfallen — verschwunden sind. Am Ulmizberg sind noch bescheidene Reste Neu-Bubenbergs vorhanden, vermutlich des Stammsitzes des ritterlichen Hauses, dem der Sieger Murtens entstammten. Schon lange ist es hier, seit Adrian als Ritter des hl. Grabes von seiner Pilgerfahrt aus Palästina zurückkehrte, seit er dem Rate Berns die mutigen Worte schrieb: Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach — und doch steht man heute noch sinnend vor den wenigen Steinen, den bescheidenen Zeugen einer großen Zeit!

Wenn man heute in der frühen Abenddämmerung von den verwehten Höhen einer Station zuwandert, glaubt man sich in jene alten Zeiten versetzt. Hunderte von Langspeerträgern glaubt man zu erkennen, sehnige Gestalten, die langen Hölzer in der sehnigen Faust. Nicht zur Schlacht zogen sie am frühen, klaren Morgen aus, nein, vom Diamantenfeuer gepackt, sind sie auf die tiefverschneiten Hügel gewandert. Aber nicht die Edelsteine lockten sie, die möglicherweise als verwunschener Schatz in verschütteten Verließen Neu-Bubenbergs vergraben liegen, sondern die Millionen herrlicher Demantanten, die die Sonne auf die weiten, weißen, weichen Schneefelder zaubert.

In die Schlittentradiation unserer Familie haben wir männliche Vertreter, mein Vater und ich, fühl eine Bresche geschlagen. Wir debütieren auf den langen Brettern, während das zarte Element konserativ am Alten, d. h. am Schlitten, hängt. Die Kleine will natürlich alles mitziehen, was der Samichlaus unter den Weihnachtsbaum gelegt hat, und schon stehe ich ratlos vor dem fast unlösabaren Problem, was wohl werden wird, wenn sie, was ihr sehnlicher Wunsch ist, einmal ein Klavier geschenkt kriegt! Ein Klavier ist ja sicher ganz nett, wenn es im bessern Zimmer steht, wenn seine Farbe zu den übrigen Möbeln paßt und wenn jemand darauf spielen kann, aber so ein Ding auf den Ulmiz hinausporzen, gehört wohl nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Da wir aber im Zeitalter des Kindes leben, werden wir wohl auch in diesen sauren Äpfel beißen müssen!

Gemütlich trotzen wir Köniz zu. Die Kirche soll nach einer Sage schon im 10. Jahrhundert von König Rudolf II. von Burgund gestiftet worden sein, und vor 700 Jahren noch gingen die Bewohner der Stadt Bern in die Mutterkirche Köniz „z' Predig“.

Bon Schlern weg gleiten wir auf den Brettern über die Felder, sanfte Hänge hinunter, und belâcheln in einer sogenannten Badewanne liegend die Gefährlichkeit des Skisportes. Von der Straße aus werden unsere „Schufahrten“ bestaunt und bewundert, und die nicht gerade

seltenen Stürze mit Aklamation registriert, aus der auch ein Bißchen Schadenfreude herausklingt. Aber so sind eben die Menschen —

Das allerschwerste beim Skifahren ist meines Erachtens die Kenntnis der Fachausrüste. Es gibt nämlich Langlauf- und Sprungstier, Huitfeld-, Alpina- und eine Masse anderer Bindungen. Die Alpina-Altenhofer soll die solideste sein, weil entweder der Ski oder der Fuß, niemals aber die Bindung selbst kaput geht. Dann gibt es Steig- und Gleitwachs, Seehundfelle, Stöcke zu 5 und 10 Franken mit breiter oder schmaler Schlaufe, dann natürlich rote, gelbe, blaue Pullovers mit oder ohne Reißverschluß, hübsche Norwegerhosen in Pariser- oder Berlinerblau, elegante Zipfelmützen, Slalom, Stemmbogen, Christania und Tele- mark (mal rechtsum, mal linksrum), Querhochsprünge — ja, und wenn man sich das alles in den Schädel gehämmert hat, dann ist das Skifahren nur noch ein Kinderspiel. Also, los! Huuh, wie das läuft und saust und knirscht, wenn man mit leicht nach vorn gebeugtem Oberkörper, in den Knien federnd, eine Halde „nimmt“. Plötzlich liegt man am Boden, stöhnt, reicht die Bindung ab und die „Winke für Skifahrer“ aus der Wirklichkeit: „Aha — uih — ääh — richtig, du hättest bergwärts — uih — statt talwärts fallen sollen. Das nächste Mal — ääh — also bergwärts“. — Man liegt in der berühmten Wanne, die Alpina-Altenhoferbindung hat sich glänzend bewährt: der Fuß ist tatsächlich kaputt! Am Morgen hatte ich über einen alten, abgenagten Knochen gespitzt, der am Wege lag. Man sollte nie einen Knochen belächeln, wenn man zum ersten Male skifahren geht!

Ein freundlicher Bauer, der in einem flotten Einspannenschlitten von Rüttelwil her kam, lud den „gebrochenen“ Spörler auf. In lustigem Trab ging es nach Gassel hinunter. Dort wartete ich zwei Stunden lang im Wirtshaus auf das nächste Schwarzenburgerli, trank 3 Portionen Tee, 4 Fläschchen Eglisana und 7 Raffee crème, und notierte die Ratschläge einheimischer und fremder Gäste über die Behandlung verstauchter und gebrochener Füße. Noch heute habe ich einen sauren Geschmack im Mund, wenn ich an die Menge eissigsaurer Tonerde denke, die mir so warm ans Herz gelegt wurde. Schaudernd nahm ich davon Kenntnis, daß ich „nur“ 6—7 Wochen werde das Bett hüten müssen, bis ich wieder einigermaßen auf den Beinen sei! Ein besonders Liebhaber wollte mir meine nigel-nagelneue Skiausrüstung am Platze für einen Spottpreis abkaufen. Er vermutete sicher, ich könnten meine ungeheure Zech nicht bezahlen. Ich fand es aber gar nicht nett, aus einer Zwangslage Nutzen ziehen zu wollen.

Wunderbar, ein tiefroter Ball, glitt an jenem Abend die Sonne in den zartblauen Dunst des Horizontes hinunter. Ihr scheidender Strahlengruss wandelte die Diamanten der Schneefelder in warmleuchtende Rubine und zauberte in die Augen der Menschen ein frohes, inniges Leuchten.

Der Soldat und das Mädchen.

Von Martha Niggli.

Elly Halm kam am Montag morgen den Hügel herabgelaufen, auf dessen Höhe ihr Vater, der ehemalige Stationsvorstand, sich einen hübschen Ruheplatz errichtet hatte. Dort wanderte der alte Mann den ganzen Tag in seinem selbst angelegten Garten herum, die Baumzweige in der Hand und in den Kitteltaschen ein Bündl Baste, und knipste bald da etwas weg oder band dort etwas auf, während seine Frau drinnen im Haus ihm seine Lieblingsgerichte vorbereitete und hie und da mit einem nachsichtigen Lächeln über die Wichtigtuerei ihres Gatten aus dem Fenster sah. Am Nachmittag aber setzte sie sich hin und strickte an ihren unzähligen Gebrauchsgegenständen für ihre Enkel, denn sechs ihrer Kinder waren verheiratet. Nur Elly, die jüngste, war noch

bei den Eltern und ging jeden Morgen auf den Taglohn, wie sie das zu nennen pflegte.

Jetzt lief sie wie ein Wiesel den Berg hinab. Am Montag morgen harzte es immer ein bißchen mit dem Aufstehen. Nicht daß sie etwa den Sonntag besonders missbraucht hätte. Im Gegenteil! Sie hatte jeden Tag in die Stadt zu fahren, wo Lärm und Hast genug war, sodaß sie die Sonntage mit innigem Entzücken auf ihrem Hügel verbrachte, las, ein wenig auf den Wiesen herumschlenderte, mit dem Hund spielte oder des Vaters Ziege ein blaues Band um das schneeweisse Ohr knüpfte. Und nach solch idyllisch verbrachtem Sonntag bedurfte es stets einiger Anstrengung, um sich am andern Morgen freiwillig wieder ins Arbeitsjoch zu spannen.

Auf halbem Weg lenkte sie nach links ab, folgte einem Fußpfad, der durch ein kleines Dickicht führte, und zog dann einen Schlüssel aus ihrem Taschentuch, um das hölzerne Tor zu öffnen, das sich ihr plötzlich mitten über den Weg stellte. Die Fahrstraße führte bis an den Nordfuß des Hügels und bog dann wieder nach Süden um, sodaß Elly auf diesem Wege mehr als eine halbe Stunde gebraucht hätte, um jeden Morgen den Bahnhof zu erreichen. So hatte sie denn den Gärtner, welcher den Hang des Hügels gegen die Landstraße hin gepachtet hatte, um die Erlaubnis gefragt, den kleinen Pfad durch sein Gebiet benützen zu dürfen und er hatte ihr sofort den Schlüssel zu dem hinteren Tor ausgehändigt. Auf diese Weise ersparte sie sich jeden Morgen zwanzig Minuten.

An diesem Morgen bemerkte sie, daß vor der alten Scheune, welche der Gärtner jetzt als Vorratshaus benützte, zwei Militärpferde standen, und ein Soldat war eben dabei, ihnen die Beine zu waschen. Elly runzelte die Brauen und lief noch etwas schneller als ohnehin schon nötig war. Sie war auf Soldaten nicht besonders gut zu sprechen und das fehlte nun gerade, daß ihr auf ihrem heimlichen, hübschen Pfad, der ihren Tagesanfang stets mit Blumenduft und Umschlang erfüllte, jeden Morgen ein solcher entgegentrat. Eben hatte sie noch beim Frühstück der Mutter gerühmt, daß sie wenigstens vor dieser lästigen Einquartierung verschont bleibe, da sie vom Bahnhof nach ein paar Schritten gleich durch das Haupttor in die bergende Gärtnerei eingeschlüpft könne, und einmal oben am Hügel, sei sie vor Untempelungen wohl sicher. Daß die alte Remise auch als Unterkunftsraum herbeizogen werden könnte, das war ihr nicht im Traume eingefallen.

Aber nun war es also doch so und vielleicht war dieser Soldat, der da Pferdebeine wusch, nicht der einzige und sie konnte sich auf allerlei gefaßt machen. Der Ort, in dem sie ihre Lehrjahre verbracht hatte, war ein bedeutender Waffenplatz, und so hatte sie es in den Jügen, wenn sie am Sonntag abend wieder von zu Hause wegfuhr, oft mit einrückenden Soldaten zusammengetroffen. Es hatte viele anständige Kerle darunter gegeben, aber auch viele andere, und die ersten Gemeinheiten in ihrem jungen Leben waren aus Soldatenmund an ihr Ohr getroffen und sie meinte noch jetzt, sie könnte das, was man ihrem empfindsamen Wesen von damals zu Leide getan, nie, nie vergeben.

Sie musterte den gemächlich arbeitenden Trainsoldaten im Vorüberflitzen mit strenger Miene. Ihre leichten Schuhe berührten kaum den weichen Grund, sodaß er sie erst bemerkte, als sie direkt an ihm vorbeilief.

„Hätten Sie was gesagt, ich wäre mit den Pferden zur Seite getreten, sodaß Sie sich nicht die Schuhe im Gras hätten naß machen müssen!“ rief er ihr nach.

„Danke, es macht nichts“, gab sie mit halb umgewandtem Kopf zurück. Der Soldat sah ihr nach und machte sich dann wieder an seine Arbeit, wobei er von Zeit zu Zeit ein paar freundliche Worte an seine Pferde richtete.

Am Nachmittag mußte Elly wieder an der alten Scheune vorbei. Sie hatte zwischen zwei Jügen anderthalb Stunden